



AXEL HEILHECKERS

BRETTGEFLÜSTER

Das Bessere ist des Guten Feind

Gibson Les Paul 54 und 59 V.O.S. Reissues



Les-Paul-Liebhaber erliegen nicht selten kostspieligen Versuchungen. Da jede Paula anders klingt, könnte man etliche kaufen und ständig neue Vorlieben entwickeln. Am besten versucht man, möglichst viele Originale zu erwerben (ca. 2.000 58/59er Standards wurden gebaut). Die Reissues der letzten Jahre haben indes auch ihren Reiz und sind dann bekanntlich etwas günstiger – wer möchte nicht eine halbe Million Dollar sparen?



Was ist jetzt der Les-Paul-Sound? Ich schätze, der Look ist ja ausgiebig bekannt, zumindest grob. Ein altes Original rein äußerlich von einer „gefaketen“ oder „geageten“ zu unterscheiden, fällt den meisten schwer. Das gilt auch für den Sound. Das Ähnliche wird gerne mit dem Original verwechselt. Manche Spezialisten steigen allerdings tief in die Materie ein. Das Authentische kann ja nur assoziiert werden, wenn man die damals geläufigen Aufnahmegeräte und -verfahren versteht und kennt. Die Röhrenkompressoren der 50/60er Jahre, wie z. B. von Teletronics, erlaubten Klangverdichtungen, die eine Telecaster wie eine Les Paul klingen ließen. Durchaus denkbar, dass das „Stairway To Heaven“-Solo auf einer Tele gespielt wurde; ich meine, Page hat das auch mal gebeitet. Nichtsdestotrotz und dank der bekannten DVDs weiß man, wie Jimmy Page und seine Les Paul live klangen.

Andere Spieler wie Paul Kossof, Peter Green oder Duane Allman hatten einen anderen Sound. Wenn man nicht wüsste, dass Derek Trucks auf einer neuen SG V.O.S. spielt, würde man gerne vermuten, dass er seine „Duane Allman“-Licks auf einer Les Paul gezaubert hätte.

Alles subjektiv und variabel

Ich denke, man darf froh sein, wenn das richtige Instrument zu einem gelangt. Nach den Karl-May-Filmen der 60er ging es bei mir direkt in den Laurel-Canyon, also sozusagen von Pierre Priece und seiner „Donnerbüchse“ zu John Mayalls „Les-Paul-Slingern“. Eine meiner ersten ernstzunehmenden Instrumente in den 70er Jahren war eine SG Les Paul 61 mit Bigsby aus einem New Yorker Pfandhaus – die brachte damals Winfried Beyer (ein paar Jahre später dann der Begründer von Beyer's Musik) mit, eines seiner besseren Werke. Dieses Instrument half in vielerlei Beziehung, Türen zu öffnen – zum eigenen spie-

lerischen Wesen, zum Business, zu Frauen. Was kann man mehr erwarten. Vor allem, wenn man bedenkt, dass so eine Gitarre zwischen 500 und 1.000 DM kostete, auch eine 59er Les Paul Standard. Ein Bass spielender Wikingen stolperte irgendwann über das in der angelehnten Gitarre steckende Kabel, und fertig war die Hals-Body-Fraktur. Bei diesem Modell eine Schwachstelle. Aus japanischen Sammler-Vitrinen kommen diese Teile leider nie wieder heraus – also muss man sich wieder auf die Suche begeben. Fündig werden kann man heute bei den teureren Custom-Shop-Reissues in jedem Fall. Es sind gute Gitarren. Das Gute erspart einem je nach Vernunftlage schon einmal das Bessere bzw. den niemals endenden Wahnsinn. Nur sollte nie vergessen werden, dass die eigene Hörfähigkeit darüber entscheidet, was man aus einem Instrument macht oder was man in ihm findet.

Das wirkt sich auf die Wahl und Kombination der richtigen Komponenten aus. Die damals verwendeten Magnete und Hölzer kann es heute so eigentlich nicht mehr geben, denn die Tatsache der Evolution ist ja bekannt: Das Magnetfeld der Erde ist in ständiger Bewegung. Es gibt wohl kaum ein Teil, das identisch mit einem anderen ist. Eigentlich schön! Aber Tradition hat auch seinen Reiz, vermelden nicht nur meine 50er-Jahre-Ohren, sondern auch der Geschäftssinn real-existierender Firmen wie Gibson. Also versucht man hier mit den verfügbaren Materialien und Techniken der Historie näher zu kommen und den geliebten Gitarren-Sauriern etwas Ebenbürtiges „zur Saite“ zu stellen. Den Wert der Originale vermindert das kaum, aber es kann helfen, „alte“ elektrische Musiktradition zu erhalten, so wie das Klassik-Instrumentarium nun einmal auch klar definiert ist. Wer sich auf die alten Sounds bezieht und genau kennt, möchte das exakt so hören und wird nur in dieser



Assoziation zufrieden sein. Das funktioniert auch mit einer Reissue. Ich besitze selber eine 58er von 1999, ein sehr ausgewogenes und ansprechendes Teil, das gut auf alte PAFs reagiert. Ich mag es, wenn der Sound snappy ist, also schnell an- und abspringt. Das Anspringen geht natürlich auch mit modernen lauten Pickups, aber das Decay ist dann für mich zu stark, und meist sägen die oberen Frequenzen bei verzerrten Sounds.

Bei den neuen V.O.S.-Reissues sind die Burstbuckers anscheinend in gewachster Version verbaut, am Steg zumal in der lautereren BB2-Variante. Gelungen im Vergleich zum 59er Classic-Pickup ist die tieferliegende Edge-Frequenz, so wie ich das von alten PAFs kenne; sie sägen deutlich weniger. Ich würde dennoch etwas weniger Output für mehr Dynamik bevorzugen. Andererseits wird durch das Plus im Output natürlich eine ansprechende Klangfülle und Rundheit erreicht. Empfehlung: Ein Kondensator, der das Klangspektrum beim Zurückdrehen filtert, macht die Instrumente wesentlich variabel. Im Fall der hier vorgeführten 59er Standard in Tobacco Sunburst sogar deutlich. Ich finde es großartig, dass Gibson hier so viele Aspekte der alten Gitarren berücksichtigt, von der Bundierung über die gelungene Lackierung. So erspart man sich letztendlich das Öffnen einer „Baustelle“ in einem solchen Instrument, denn es wirkt schon jetzt wie eine Einheit.

Die Bundierung ist Vintage-mäßig angelegt, also weg von den Standards der letzten Jahre hin zu flacheren Bündeln. Sie spielt sich naturgemäß flüssiger, jedoch mit eingeschränkter Modulation, Bendings werden bei mittlerer Abnutzung schwieriger, zumindest für meine schlanken Finger. Aber das ist noch ein paar Jahre hin. Die Lackierung ist 1a. Man hat den Eindruck einer „mint“ erhaltenen alten Gitarre vor Augen. Der Übergang zu einer gealterten und vielbenutzten Optik ist schätzungsweise nach 1 - 2 Jahren erreicht. Kein bisschen steril also. Die Tobacco Sunburst erinnert mich an die damals unerschämte teure Duane Allman Signature. Die 54er Gold Top erscheint klassisch mit ihrer Wrap-around-Bridge und den P90-Pickups. Beide klingen einfach gut, wenn man bedenkt, dass sie noch nicht eingespielt sind. Gute Ansprache, dicker und gleichzeitig transparenter Sound. Hier quietscht nichts, statt dessen überzeugen gelungener Twang und cremige, harmonische Lines in

allen Lagen. Diese Rundheit wird durch das, ich möchte mal sagen: maximale Halsprofil gefeatured. Wenn ich das mit meiner 59er 335 oder der 68er Custom, die aus Restteilen der späten 50er Produktion bei Gibson gefertigt wurde, vergleiche, dann fallen die neuen Hälse etwas kräftiger aus – noch gut spielbar und für den fetten Ton noch mehr gutes Mahagoni. Gut geeignet für Es-Tuning mit elfer Saiten. Damit kann man versuchen, direkt in den Lautsprecher zu spielen oder ein altes Röhrenradio ins Jenseits zu blasen. Die Tonpotentiometer werden mit bekanntermaßen gut klingenden Bumblebees angefahren; die klingen fett und noch fetter, wenn man sie ins untere Viertel bewegt. Ich mag es, mit Lautstärke- und Tonpotis zu arbeiten (vor allem mit zusätzlichen Kondensatoren und optionalen Widerständen - willkommen und unerlässlich).

Die 54er Gold Top bringt die filigranen Höhen und den satten Bottom der P90-Pickups gut rüber, immer wieder beeindruckend, wie die Transparenz cleaner Sounds durch Overdrive in eine bluesige Hupe verwandelt wird. Die Brückenkonstruktion macht den Sound zusätzlich sehr direkt und breit. Das führte bei den alten Gitarren oft zu Intonationsproblemen, da das Holz dem Druck, der auf der Bridge liegt, nicht standhielt. Man findet auch heute kaum ein Original, das nicht diese Verlagerungen aufweist. Man kann mit diesen beiden Teilen, der 54er Gold Top und der 59er Standard, z. B. das ganze Fleetwood-Mac-Repertoire von Peter Green durchspielen, Danny Kirwan bediente allerdings eine 56er Gold Top mit normaler Brücke, und Peter Green nutzte seine Out-of-Phase-Schaltung der beiden Humbucker. Sliding wie Duane Allman, Laidback-Riffs von Paul Kossof, die Sounds von Clapton mit Delany & Bonnie, Posen wie Slash – die Instrumente machen das gerne, es sind einfach beste Klanghölzer und Optik am Start.

Und wenn man das endlich hinter sich gelassen hat, kann man langsam den Himmel auf den Kopf stellen mit neuen Tönen oder Geräuschen. Der Rock'n'Roll ist letztendlich definiert, in der Tradition wie in der Auflehnung gegen sie. Freaks wie ich lieben zwar mit ihren alten Ohren ihre alten Geigen und die bekannten Sounds, was allerdings nur dann erträglich bleibt, solange etwas Abwechslung nicht fehlt: „Jugend forscht“, und ab und zu „alles verändern, damit es wieder so ist, wie es einmal war.“ ■